

Tatort Deutschland: Eine Reise auf den Spuren des rechten Terrors

Zur Erinnerung: Am Mittwoch beginnt in München der Prozess gegen den „Nationalsozialistischen Untergrund“. Die SZ dokumentiert die Plätze, an denen zehn Menschen starben und viele verletzt wurden

Von Annette Ramelsberger, Süddeutsche Zeitung, 13./14.04.2013 (Sonderseiten Seite 2 und Seite 3 mit Fotos von Regina Schmeken)

Zehn Menschen sind gestorben, viele wurden schwer verletzt. Die Mitglieder des rechtsradikalen Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) zogen 13 Jahre lang raubend und mordend durchs Land. Bis zuletzt konnte die Polizei die Handschrift der Mörder nicht entschlüsseln. Erst als sich die Täter selbst getötet hatten, verschickte Beate Zschäpe, die letzte Überlebende des NSU, das Bekennervideo der Gruppe: ein Video, in dem sich Paulchen Panther über die Opfer lustig macht.

Nur das ist geblieben, ein Video. Das Erschrecken über den Tod der Nachbarn war kurz und heftig, aber es wich dann doch der Ratlosigkeit und dem Zweifel. Die Toten sind begraben, die Angehörigen weggezogen. Die Geschäfte der Opfer schlossen nach den Morden, längst sind neue Läden entstanden, neues Leben auch.

Die Süddeutsche Zeitung hat sich auf die Reise gemacht – zu allen Tatorten, in der ganzen Republik. Um Orte der Erinnerung zu finden. Wir fanden Menschen, die noch immer Angst haben – weil sie fürchten, dass Anhänger des NSU dessen Werk weiterführen. Wir fanden Menschen, die monatelang im Koma gelegen hatten und sich zurückgekämpft haben ins Leben. Und wir entdeckten Orte, die nie wieder zur Normalität zurückkehrten. Die gezeichnet sind durch die Taten des NSU.

Dortmund

Mallinckrodtstraße

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie geht jetzt manchmal hin, in der Dämmerung, wenn die Läden in der Straße schon geschlossen haben. Dann, wenn sie niemand anspricht. Das könnte sie noch nicht ertragen. Es ist ja schon ein Schritt, dass sie überhaupt hingeht – an jenen Ort, den sie seit sieben Jahren fürchtet. Den sie gemieden hat, obwohl er auf dem Weg zum Penny-Markt liegt, wo sie einkauft. Lieber ist sie einen Umweg gegangen. Nur nicht zu jenem Ort.

Mallinckrodtstraße 190, Dortmund. Ein Schaufenster, eine Tür. Der Laden war ihr Zuhause, geöffnet von sechs Uhr morgens bis nachts um eins. Gamze Kubasik, 27 Jahre alt, machte dort im Hinterzimmer die Hausaufgaben und verkaufte vorne Süßigkeiten. Vor dem Fenster warteten oft die Schulkinder auf Gamzes Vater, bei ihm gab es mehr Bonbons fürs Geld als bei ihr. „Er war da nicht so genau“, sagt die Tochter.

Die Mörder haben durch das Fenster geblickt und gewartet, bis Mehmet Kubasik kam. Sie haben die Tür aufgedrückt, eine Plastiktüte gezückt und durch die Tüte auf ihn geschossen. Mehmet Kubasik brach zusammen, sein Kopf kam auf einem Regalbrett zu liegen. Er wurde 39 Jahre alt.

Die Tochter bleibt auf dem Gehsteig stehen, fast scheu. Sie geht nicht näher heran an den Laden, als ob ein Bann sie fernhielte. Der Mord ist sieben Jahre her, aber die Bilder in ihrem Kopf lassen sich nicht abstellen. Und nicht die Frage: „Hat er noch meinen Namen gerufen?“

Zwischen Fahrbahn und Gehweg ist ein Geviert aus Pflastersteinen eingelassen. „Zum Gedenken am Mehmet Kubasik, ermordet am 4. April 2006 von rechtsextremen Gewalttätern.“ Ein Gesteck liegt da, aber die Kerzen sind weg. Die sind oft weg. Gamze Kubasik bringt immer wieder neue. Abends, wenn sie niemand anspricht.

2003 hatte sich Mehmet Kubasik einbürgern lassen. Er war so stolz auf seinen neuen Pass, dass er ihn herzeigte, sobald Besuch kam. Der Tochter war es fast peinlich. Der Verwandtschaft im Ausland sagte er, das stimme doch gar nicht mit der Ausländerfeindlichkeit in Deutschland. Er müsse das doch wissen, „zu mir sind sie nett.“

„Er war ein so überzeugter Deutscher“, sagt die Tochter.

Nürnberg

Scharrerstraße

Als nichts mehr zu sehen war, nicht das Blut von Ismail Yasar, nicht sein Kiosk, nicht die Abschiedszettel, die sie überall hingeklebt hatten, da hielt es jemand für eine gute Idee, dort einen Kondom-Automaten aufzustellen. Jahrelang hing er direkt gegenüber der Scharrer-Schule in Nürnberg. Ein niedrigschwelliges Angebot für die Jugendlichen, so hatte man sich das gedacht. Auf dem Weg von der Schule zum Edeka. Vorbeigehen, rausholen, einstecken. Wie praktisch.

„Der Kondom-Automat, das war die Steigerung von allem“, sagt die Lehrerin Jutta Horneber. Von ihrem Klassenzimmer aus kann man die Stelle genau sehen, an der Ismail Yasar starb. Sie liegt zwischen Spielplatz und Edeka. Die Mörder waren ganz nah. Und Beate Zschäpe soll vor der Kasse beim Edeka gestanden haben.

„Die Kinder haben Ismail Yasar geliebt“, sagt Jutta Horneber. Der kleinen Emine zum Beispiel hat er immer gewinkt, als sie damals auf dem Spielplatz war. „Dann bin ich rübergelaufen, und er hat mir Wassereis geschenkt“, sagt Emine. Sie ist jetzt 14, sie erinnert sich noch gut. Und sie wird auch daran erinnert. Ihre Schule ist ein lebendiges Denk-mal, ein Denk-mal-nach deutscher Geschichte. Hier war Julius Streicher Lehrer, der Herausgeber des NS-Hetzblattes Stürmer, ganz in der Nähe marschierten die Nazis zum Reichsparteitagsgelände. „Die Kinder müssen das wissen. Und sie müssen wissen, dass vor ihrer Schule zwei Rechtsradikale den Vater eines Schülers ermordet haben“, sagt Horneber. Der Sohn von Yasar saß damals in der Parallelklasse.

Man sieht nichts mehr, heute. Keinen Gedenkstein. Nur einen Maschendrahtzaun. Davor Autos. So wie damals. Jutta Horneber hatte an jenem Tag ihren alten blauen Ford vor dem Kiosk geparkt. Unmittelbar danach kamen die Mörder. Wenn sie morgens zur Schule geht, kommt sie an der Stelle vorbei. Oft denkt sie: „Wenn mein Auto nur reden könnte – es hat alles gesehen.“

Nürnberg

Liegnitzer Straße

Einmal ist sie hingegangen. Zu jener Durchgangsstraße im Süden von Nürnberg, wo die Autos im Sekundentakt vorbeizischen. Sie ist ausgestiegen an der schrundigen, halbgeteerten Parkbucht, wo ihr Vater seinen Blumenwagen abgestellt hatte. Sind die Täter vom Fahrradweg gekommen? Sie ist den Waldweg abgeschritten. Haben sie hier auf ihn gewartet? Sie hat hinter die Bäume gesehen. Aber da lagen nur ein paar leere Plastikblumentöpfe. Töpfe, wie sie auch ihr Vater verkauft hat.

Sie geht nicht mehr hin. „Es geht mir zu sehr unter die Haut“, sagt Semiya Simsek, die Tochter. Sie ist froh, dass sie nichts mit diesem Ort zu tun hat. Er ist keine Heimat, keine Nachbarschaft. Er ist nur ein Tatort. Der Ort, wo zwei Rechtsradikale ihrem Vater ins Gesicht schossen. Und ihn dann noch dabei filmten, wie er starb. Sie hat das in jenem Video gesehen, das der NSU gedreht hat. „Mein Vater liegt im Sterben, und sie reißen noch Witze.“ Sie hat ihre Freundin Gamze aus Dortmund, auch sie die Tochter eines Ermordeten, angefleht, sich dieses Video nicht anzusehen. „Du erträgst es nicht.“

Semiya Simsek will zum Prozess nach München. „Ich will dieser Frau und ihren Helfershelfern gegenüberstehen und ihnen Fragen stellen“, sagt sie. „Warum ausgerechnet mein Papa? Nach welchen Kriterien seid ihr vorgegangen? Wie habt ihr das so lange hingekriegt im Untergrund?“

Sie will die erste Zeit im Gericht sein. Dann muss sie sich um anderes kümmern. Sie wird zum ersten Mal Mutter. Ihren Sohn wird sie „Can“ nennen, das heißt Leben. Sie wird ihm später von seinem Großvater Enver erzählen. Dass er in Deutschland getötet worden ist, nur weil er in einem anderem Land geboren wurde. Aber sie wird ihrem Sohn auch erzählen, dass sie ein Mädchen aus Deutschland ist, aus Hessen. Sie wird es ihm auf Deutsch sagen.

Köln

Probsteigasse

Es war kurz vor Weihnachten 2001, als ein junger Mann in den kleinen Lebensmittelladen der Familie in der Kölner Probsteigasse kam. Er hatte eine rote Christstollendose dabei und eine Tüte Erdnussflips. Er schaute sich um, kaufte eine Flasche Whiskey und stutzte an der Kasse. Er hatte seine Geldbörse vergessen. Ob er

die Sachen schnell dalassen dürfe, fragte er, er gehe nur eben in seine Wohnung, das Geld holen. Sie stellten den Korb zur Seite und warteten. Aber der Kunde kam nicht zurück. Nicht am selben Tag. Nicht vor Weihnachten. Nicht nach Weihnachten. Der Korb mit der Dose stand da und störte. Am Morgen des 19. Januar, noch schnell vor der Schule, wollte die 19 Jahre alte Tochter des Ladenbesitzers endlich nachschauen, ob man das Zeug entsorgen könne. Sie machte die Dose auf, sah die Drähte. Dann sah sie nichts mehr. Die Bombe explodierte.

Die junge Frau lag zwei Monate im Koma. Sie hat überlebt. Man kann sie heute treffen, mit ihr sprechen, kluge, selbstbewusste Gedanken von ihr hören. Beeindruckt sein von dem, was sie überlebt hat, wie sie es überlebt hat. Aber sie hat sich entschieden, nicht an die Öffentlichkeit zu treten. Das muss man respektieren.

In der Probsteigasse ist nichts mehr zu sehen. Den kleinen Laden gibt es nicht mehr, das Haus ist umgebaut, hier arbeiten nun Ingenieure und Medienfirmen. Alles ist schick geworden. Auch die Familie dachte, alles sei Vergangenheit. Bis sie im November 2011 den Fernseher anmachten. Sie sahen ein Bekennervideo. Einen rosaroten Panther, der ein „kleines Bömbchen“ in einen Laden trägt. In ihren Laden.

Heilbronn

Theresienwiese

Es ist der einsehbarste Ort Heilbronns. Die Theresienwiese, ein Schotterfeld, oft vollgeparkt mit Autos. In der Ecke, wo der Mord geschah, kreuzen sich zwei Fahrradwege, Jogger laufen auf einer Fußgängerbrücke über den Neckarkanal. Hoch über dem Platz ragt der Turm des Stellwerks auf. Dort oben ist das Fenster geöffnet. Man kann hinuntersehen und hat alles im Blick. Hier könnte man unbemerkt nicht mal eine Mülltüte abstellen. Aber ein Mord konnte hier unbemerkt geschehen.

Die Polizistin Michèle Kiesewetter und ihr Kollege hatten am 25. April 2007 mittags ihren Streifenwagen neben einem rot-verklinkerten Trafoshaus geparkt und sich eine Zigarette angezündet. Sie blickten auf das Gewimmel vor ihnen. Das Frühlingsfest wurde gerade aufgebaut. Schausteller fuhren an und ab, über die Fußgängerbrücke hasteten Menschen zum Zug.

Das Denkmal steht ein wenig erhöht auf dem Bahndamm, davor zwei Blumenschalen, zerzaust vom Winter. Vertrocknete Erika, eine verblichene Plastikblume. Ein Mann hastet zum Bahnhof, den Rucksack auf dem Rücken. Die Polizisten? „Die beiden haben hier Vesper gemacht“, sagt er. „Es gibt Zeugen, die haben blutbesudelte Leute wegrennen sehen.“ Aber gefasst hat die keiner.

Annette Kiesewetter ist die Mutter der Polizistin. Sie ist nie in die Öffentlichkeit getreten, sie verschließt sich mit dem Schmerz. Sie weint, wenn sie darauf angesprochen wird. Die Mutter ist nie hier gewesen. Es ist vielleicht besser so. Man kann sich nicht vorstellen, dass mitten auf diesem Platz zwei Menschen erschossen werden – und keiner hat es gesehen.

Hamburg

Schützenstraße

Sie hat die rot-weißen Fliesen sofort erkannt. Ihr Bruder lag dort. „Ich sehe seine zierlichen Hände, und ich erkenne seine Armbanduhr“, sagt Aysen Tasköprü, die Schwester. „Und kein Lächeln auf seinen Lippen; er ist ermordet worden und liegt auf den kalten Kacheln in seinem Blut. Auf den Fliesen, die ich so gut kannte.“ Die Mörder haben ihn am 27. Juni 2001 gefilmt.

Aysen Tasköprü hat diese Sätze an den Bundespräsidenten geschrieben. Sie hat ihm erklärt, warum sie nicht kommt zu seinem Empfang für die Angehörigen der Opfer. „Was wollen Sie an unserem Leid ändern? Glauben Sie, es hilft mir, wenn Sie betroffen sind?“ Sie geht nirgendwo hin. Nicht zum Bundespräsidenten und auch nicht an den Tatort.

Die rot-weißen Fliesen sind noch da. Es stehen jetzt keine Gemüseboxen mehr darauf, sondern Fahrräder. In Türkis, in Rot und Beige. Mit aus Weiden geflochtenen Körben und geblühten Satteltaschen. So wie es die jungen Mütter mögen, die vom Stadtteil Ottensen herübergeschlendert kommen. Vormittags scheint sogar die Sonne in den Laden. Es ist eine gute Geschäftslage hier, sagt Kay Zander. Sie wird immer besser. Seitdem die alte Essigfabrik Kühne abgerissen wurde und neue Wohnungen entstehen. Nebenan, im Weinbistro „Kühne Lage“, gibt es „Kuschel- und Kaminweine“ oder den Biowein, die Flasche für 17,50 Euro. Als das Bistro vor neun

Jahren eröffnete, haben die Kunden die Besitzer für verrückt erklärt. So dunkel war die Ecke und dann noch dieser Mord nebenan. Niemand wusste, was dahintersteckte. „Ich wäre damals da nicht reingegangen“, sagt der Weinhändler. „Damals hätte ich noch das Gefühl gehabt, man betritt blutigen Boden.“

Die Stadt hat einen Gedenkstein aufgestellt. Er schmiegt sich an ein Mäuerchen neben dem Fahrradladen, die bunten Räder rahmen ihn ein.

München

Bad Schachener Straße

Der nette Herr hinter der Ladentheke muss jetzt aber wirklich abwehren – er ist seitdem doch schon der fünfte Besitzer des kleinen Geschäfts, was hat er denn noch damit zu tun? „Ich hab den Mann ja nicht mal gekannt“, sagt er und hebt hilflos die Hände.

Seine Kundschaft sieht das anders. „Das ist tapfer, dass Sie hier weitermachen“, sagt Suezana Milijevic, eine große, grauhaarige Dame aus der Nachbarschaft. Tapfer? Hier in Ramersdorf, hier in diesem bayerisch-türkischen Laden, in dem weiß-blaue Wimpel über Topkapi-Teegläsern flattern?

„Ich habe Ihren Vorgänger noch gekannt“, sagt Frau Milijevic. „Eine nette Familie, so wie man sich das wünscht – so wie Sie.“ Der freundliche Herr hinter der Theke schluckt. „Es war ein richtiger Familienbetrieb“, sagt Frau Milijevic. „Die haben vorne im Laden verkauft, und hinten haben sie gegessen. Der Mann hat so viel gearbeitet für seine Familie.“ Der Mann hieß Habil Kilic, er wurde 38 Jahre alt.

Vor zwölf Jahren, am 29. August 2001, ist er ermordet worden. Die Täter kamen durch die Tür und schossen ihm zwei Kugeln in den Kopf. Keiner konnte sich erklären, was da geschehen war. Herr Kilic hinterließ eine Frau und eine zwölf Jahre alte Tochter.

Der aktuelle Besitzer wehrt ab. Nein, es gebe nichts mehr zu sagen, er müsse jetzt weiter bedienen. Da kommt eine Kollegin in den Laden, sie hat ein türkisches Lebensmittelgeschäft ganz in der Nähe. „Bist du etwa allein hier im Laden?“, fragt sie. „Das ist nicht gut, ihr müsst zu zweit sein.“

München

Trappentreustraße

Der Bus hält alle fünf Minuten. Direkt vor der Ladentür liegt die Haltestelle für den 133er Bus, für den 53er Bus. Während sich im Laden der Dönerspieß dreht, kommt der Brotlieferant. Der Hausmeister war gerade da. Gleich werden die Schüler von der nahen Schule sich einen Döner holen, man hört ihr Lachen schon, dann ist keine Ruhe mehr. Hier schossen am 15. Juni 2005 die Killer des NSU.

Dort, wo jetzt Mehmet Kocak seinen Döner brät, war vor acht Jahren ein Schlüsseldienst. Er gehörte Theodoros Boulgarides und seinem deutschen Geschäftspartner. Sie hatten ihn erst zwei Wochen zuvor eröffnet. Es war ein Neuanfang. Jahrelang hatte Boulgarides bei der Bahn gearbeitet. Jetzt wollte er sich selbständig machen.

Die Männer betraten den Laden kurz vor 19 Uhr. Sie schossen drei Mal. Drei Mal in den Kopf. In den Kopf des Mannes, den sie für einen Türken hielten. Boulgarides war Grieche, 41 Jahre alt. Er hinterließ eine Ehefrau und zwei Töchter.

Die Trappentreustraße ist eine gute Lage, viel Laufkundschaft. Seit vier Jahren betreibt Kocak den Dönerladen, er kann nicht klagen. Und über damals redet niemand mehr. Schnell rennt Kocak einem Kunden hinterher, der zehn Euro vergessen hat. Einmal, sagt er schnaufend, hat eine Frau Kerzen vor den Laden gestellt. Zur Erinnerung. Es war wohl die Frau von nebenan. Sie steht im „Trappentreuhof“ hinter der Theke, Ende 40, so alt, wie Theodoros Boulgarides heute wäre. „Ich habe ihn gekannt“, sagt sie und dreht sich weg. „Wir sind aus dem gleichen Ort.“

Nürnberg

Gyulaer Straße

Sie kann von ihrem Wohnzimmer im ersten Stock direkt hinübersehen auf das kleine Eckgeschäft. Sie war dort häufig, hat die Hosen kürzen lassen für den Sohn, und ihre Mäntel auch. „Weil ich doch immer kleiner werde, in meinem Alter.“ Martha Süppel ist 78, und sie lebt seit 45 Jahren hier an der Ecke. Als Abdurrahim Özudogru noch seine Änderungsschneiderei betrieb, war sie oft Kundin. „Zuverlässig war der

und freundlich“, sagt sie. Andere in der Straße haben dagegen nach dem Mord gleich geraunt, dass da was nicht mit rechten Dingen zuging. Nie hätten sie da jemanden Kleider rein- oder raustragen sehen, tuschelten sie. Martha Süppel hat rein- und rausgetragen. „Das tut mir arg leid, dass der nicht mehr da ist“, sagt sie. „Wir können die Leute doch nicht einfach erschießen, das sind auch Menschen. Das geht doch nicht, das ist doch gefährlich.“ Özudogru wurde am 13. Juni 2001 erschossen.

Es hat sich später nichts mehr richtig gehalten in dem Laden. Ein paar Jahre war ein Blumengeschäft drin, es machte zu. Jetzt ist ein Händler drin, der Holzschnitzereien verkauft. Doch er nutzt den Laden nur noch als Lager. „Wir haben anfangs richtig schön dekoriert“, sagt er. Aber nicht mal vor Weihnachten kam jemand herein. Nicht einer, der sich umgeschaut hat. Nicht einer, der nach dem Preis gefragt hat. „Sie könnten hier Kühlschränke, Bohrtürme oder Kinderschuhe verkaufen – da geht nichts. Der Laden ist tot. Man kauft hier nichts.“

Als der Mann den Laden mietete, wusste er nicht, was geschehen war. Er will nun raus, will nicht, dass sein Name genannt wird. Fast, als würde er an einen bösen Zauber glauben. „Übrigens“, sagt er, „damit Sie auch noch was Positives erfahren: Die Gyulaer Straße – das ist kein sprachlicher Betriebsunfall. Das kommt von Gyula, dem Ort in Ungarn, aus dem Albrecht Dürers Vater stammt.“

Köln

Keupstraße

Es ist wieder einmal Schneechaos in Deutschland, und auch die Keupstraße in Köln versinkt darin. Von den Dächern der zwei-, dreistöckigen Geschäftshäuser tropft es, ein paar Frauen flüchten sich in die „Türkische Feinbäckerei“. Im Restaurant Mevlana will sich der Patron nichts für die zwei Tee gegen die Kälte zahlen lassen. Er winkt nur: „Bis zum nächsten Mal.“ Nebenan schützt der Papierladen seine Glückwunschkarten vor der Nässe. Es gibt sie für jede Gelegenheit, für jedes Bekenntnis: „Polterabend, Verlobung, Hochzeit, Beschneidungsfest“.

Ein paar Häuser weiter der Friseursalon. Hier explodierte am 9. Juni 2004 die Bombe. Eine Nagelbombe mit 800 Zimmermannsnägeln, zehn Zentimeter lang. Sie hat 22 Menschen schwer verletzt, drei kamen auf die Intensivstation.

Gerade noch hatte Abdulla Özkan sich bei seinem Stammfriseur die Haare schneiden lassen, rasieren, „volles Programm“, sagt er. Özkan ist hier geboren, ein Kölsche Jung. Er stand schon in der Tür, als es geschah. Die Wolke, die Flammen. „Ich hab’ geblutet wie ein Schwein. Aber ich hab’ nichts gespürt. Ich hab’ mir einen Nagel aus dem Hals rausgezogen. Einen Zentimeter von der Schlagader entfernt. Das Gesicht war wie rauer Asphalt.“ Er hat einen Freund angerufen, er solle ihn abholen, eine Bombe sei explodiert. Der fragte: „Wollt ihr mich verarschen? In Deutschland explodieren keine Bomben.“

Jedes Mal, wenn über Terror berichtet wird, sieht er sein eigenes Gesicht im Fernsehen, blutüberströmt, mit Kopfverband. Am Hinterkopf hat er noch immer die Narben, er spürt sie beim Rasieren. Ein Freund von ihm hat zu trinken begonnen, einer hat sich aufgehängt. Er glaubt, sie haben das alles nicht gepackt.

Kassel

Holländische Straße

Sie lassen jetzt die Einkaufstüten sinken und heben die Hände zum Himmel. Der Imam ruft: „Oh Allah, lasse uns nicht einsam in dieser Gesellschaft. Oh, Allah, segne unseren Bruder Halit Yozgat.“ Halits Eltern stehen daneben, die Mutter, eine kleine, freundliche Frau mit hellblauem Kopftuch, der Vater mit tiefen Furchen im Gesicht. Ein Mann, der Angst hat. „Vielleicht bringen sie mich auch noch um“, sagt er hier, beim Gedenken an seinen Sohn.

Er meint das so. Er redet nicht nur. Er hat es auch seinen Kollegen so gesagt, mit denen er seit 25 Jahren bei Volkswagen arbeitet. Im Presswerk. Die haben da die Leute zusammengetrommelt, 5000, für eine Schweigeminute. Sie sind ja wie eine Familie bei VW. Zwei von Yozgats Töchtern arbeiten dort, ein Enkelkind hat gerade die Lehre begonnen. „Wir hatten Plätze für die ganze Familie in der ersten Reihe reserviert“, sagt Ulrike Jakob vom Betriebsrat. „Aber Ismail hat gesagt, wir sollten das verstehen, er wird alleine kommen. Er hat schon ein Kind verloren, er will nicht noch eines verlieren.“ Kein Kind soll in der Öffentlichkeit stehen. Diese Angst hat die Kollegen getroffen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Vater kämpft gegen die Angst. Für die Erinnerung. Er hat ein Denkmal für seinen Sohn erstritten, ein Platz wurde nach ihm benannt. Der Platz, an dem das Philipp-Scheidemann-Haus steht, zur Erinnerung an den Mann, der 1918 die Republik ausgerufen hat. Rechte Attentäter spritzten ihm 1922 Blausäure ins Gesicht. Rechte Attentäter erschossen am 6. April 2006 Halit Yozgat.

Das Internetcafé, in dem er starb, gibt es nicht mehr. In den Räumen ist nun ein Second-Hand-Laden. Es stehen Leute davor, die sagen, auch andere Menschen hätten ein schweres Schicksal, man müsse die Kirche mal im Dorf lassen. Dann steigen sie in die Straßenbahn. Haltestelle „Halit-Platz“.

Rostock

Neudierkower Weg

Man sieht die Reste noch, wenn man sich bemüht. Ganz schwach, auf dem Pflasterweg, der direkt an dem Ort vorbeiführt, wo es geschah. Wo der mobile Kebabgrill stand, in dem am 25. Februar 2004 Mehmet Turgut erschossen wurde. Ein junger Mann, der erst zwei Wochen hier arbeitete, am Rande von Rostock. Auf dem Pflaster stehen noch deutlich das M und das R. Ganz hieß der Schriftzug: „Dönermord, haha.“ Das hatten sie vor einem Jahr hingesprayt – als 150 Rostocker Bürger des Toten gedenken wollten. Der Schriftzug sollte klarmachen: Da mögen ein paar entsetzt sein und trauern. Aber ein paar andere sind nicht entsetzt und trauern nicht. Sie hatten ihr Revier markiert.

„Sie standen da drüben“, sagt Imam-Jonas Dögüs vom Migrantenrat Rostock, „vor den Plattenbauten.“ Und sie standen da nicht still. Sie zeigten Stangen, höhnten herüber. Später warfen sie mit einer Stange auf einen Polizisten. Wer genau, wurde nicht ermittelt.

Auch der Schriftzug „Dönermord, haha“ wurde nicht entfernt. Auch nicht die Graffiti an dem Haus nebenan. Da ist ein lachendes Gesicht zu sehen und der Hinweis auf die Homepage der Nationalen Sozialisten Rostock. Er prangt hier schon lange. Sie diskutieren jetzt seit einem Jahr wegen des Denkmals. Es soll hier stehen, irgendwo neben der einsamen Birke, in Sichtweite des Kinderspielplatzes. Eigentlich wollten sie die Straße hier umbenennen. Es wäre nicht so schwer, es gibt nur zwei Anwohner.

Aber es gibt so viele Argumente: dass man doch gar nichts über den Türken wisse, dass der doch gar nicht von hier stamme und die Täter doch auch nicht. Am Ende kam dann noch, dass man keinen Wallfahrtsort für Rechtsradikale schaffen wolle. Muss man nicht. Sie sind schon da.

Wenn die Rostocker Mehmet Turguts gedenken wollen, holen sie immer ihr kleines Schild. Ihr mobiles Denkmal. Sie haben es nach einem Foto Turguts fräsen lassen, sie wollten nicht warten auf das offizielle Denkmal, das irgendwann kommen soll. Wenn sie ihr Schild nicht brauchen, liegt es im Regal, eingeschlagen in Papier.

In der Digitalen Ausgabe der SZ für iPad und Windows 8 berichtet die Autorin Annette Ramelsberger in einer Multimedia-Reportage von der Recherche an den Tatorten. 360-Grad-Bilder zeigen die Atmosphäre der Schauplätze, an denen die Reporterin ihre Eindrücke schildert. sz.de/sz-digital